GlaubensBewegt: Simplify your Pfarramt

Pfarrerinnen und Pfarrer sind mit neuen, zusätzlichen Aufgaben konfrontiert. Oliver Albrecht, Propst für Rhein-Main, zeigt in seinem Gastbeitrag Möglichkeiten, wie Geistliche den Inhalt der christlichen Botschaft und die beruflichen Rahmenbedingungen in größeren Einklang kommen können.

von Propst Oliver Albrecht

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder!

Über das Pfarrbild wird gerade viel nachgedacht. Notwendig ist das geworden, weil sich so viel ändert, nicht nur in der Kirche. Das Amt trägt nicht mehr die Person und die Person steht jeden Morgen vor dem Kleiderschrank und überlegt, was das Amt heute tragen soll.

Die Arbeitssituation dagegen ist dadurch gekennzeichnet, dass stetig neue Aufgaben hinzukommen, traditionelle Verpflichtungen aber selten wegfallen. Es fällt uns unendlich schwer, Dinge mit Anstand auch einmal zu beenden und so kommt eins zum anderen und an einen freien Tag ist nicht mehr zu denken.

Ein freier Tag ist auch unwahrscheinlich schwer zu erklären in einer Institution, in der eigentlich fast alle anderen ihre freie Zeit – um nicht zu sagen Freizeit verbringen. Machen wir das nicht auch alles freiwillig? So wie die Pfarrerin, die auf einer Konfi-Freizeit von zwei 14-Jährigen gefragt wurde: „Und was machen Sie so beruflich?“

Schließlich ist es für alles, was wir tun und wie es uns dabei geht, nicht unerheblich, dass wir in einer „Institution der absteigenden Linien“ arbeiten: Fast jede Grafik, die uns Personalreferenten und Finanzdezernenten auf Synoden und in Konferenzen präsentieren, zeigt Kurven, die sich ganz langsam aber unaufhörlich dem Nullpunkt nähern.

So ungefähr ließen sich die Heraus- oder manchmal auch Überforderungen in unserem Berufsstand skizzieren, vom Leben im Pfarrhaus und vom demographischen Wandel habe ich jetzt noch gar nicht gesprochen. Auf die Frage, wie wir damit klarkommen sollen, ist in letzter Zeit viel Kluges geschrieben und manch Gutes getan worden.

Doch wurde ich beim Lesen und Ausprobieren dieser ganzen sinnvollen und wirklich guten Antwortversuche auf die Frage nach Überforderung und Neudefinition des Amtes den Eindruck nicht los, dass noch etwas fehlt, dass wir uns in einer Sphäre befinden, in der es nur Ratschläge, aber keine Lösungen gibt.

Ich möchte Ihnen deswegen heute keine neuen Strategien präsentieren, die mit Sicherheit vieles verbessern könnten. Ich werde von einer Haltung sprechen, die etwas verändern kann. Damit mache ich mich angreifbar, denn ich werde von Dingen sprechen, die Sie zu Recht anders sehen, von denen die da oben keine Ahnung mehr haben und die theologisch überholt sind und so weiter.

Dieses Risiko gehe ich gerne ein. Ich will es nicht besser wissen und möchte auch nichts optimieren. Die Zeit des Optimierens ist vorbei, nachdem sogar Supervision und Spiritualität, Resilienz und respiratio zur Optimierung pastoraler Effektivität funktionalisiert worden sind.

Die wirklich kostbaren Dinge des Lebens – den Glauben, die Liebe und das Lachen – erreichen wir nur, wenn sie nicht auf direktem Weg angestrebt werden.

So werde ich jetzt von einer Haltung, bei der uns das Lachen nicht vergeht, sprechen und möchte mit Ihnen darüber ins Gespräch kommen, wie der Inhalt unserer Botschaft und unsere beruflichen Rahmenbedingungen wieder in größeren Einklang kommen.

1. Bleiben Sie eine Geistliche, ein Geistlicher

Meinem katholischen Kollegen waren Verwaltungsaufgaben in der Gemeinde fremd. Er konnte keinen Haushaltsplan lesen, hatte noch nie Fördermittel für eine Kita beantragt und hielt „Doppik“ für einen Begriff aus der Fußballtaktik. „Was ich kann“, sagte er, „wo ich richtig gut bin, sind Eucharistie, Liturgie und Seelsorge.“

So ließe sich ein evangelisches Pfarramt mit den ganzen Bau- und Personalangelegenheiten nicht führen. Und doch liegt in dieser Haltung auch ein Funken Weisheit. Könnte es sein, dass in Zeiten einer gewissen Unsicherheit im Amt uns diese äußeren Dinge auch Halt und Gewissheit geben? Wie oft habe ich bei Verabschiedungen gehört: „Die Pfarrerin hat das Gemeindehaus gebaut! – Der Pfarrer hat die Kita an Land gezogen!“ – Eher selten dagegen: „Das Abendmahl war so, als ob Jesus selbst dabei wäre!“

Bevor wir uns morgen gleich wieder in alles stürzen, was so bedrängend, so notwendig und wichtig daherkommt, lassen Sie uns für einen Moment mal tief durchatmen und darüber nachdenken, ob in einer Haltung der Naivität nicht auch Freiheit liegt.

Freiheit für mich, ein Geistlicher zu sein. Das meine Sorge sein zu lassen, dass ich Zeit zum Gebet und zum Lesen in der Bibel habe. Dass Predigten wieder aus mir herausfließen und nicht herausgepresst werden. Ich entdecke die Theologie neu, finde zurück zur ersten Liebe, will alles über den Propheten Jeremia wissen oder über das Jüngste Gericht, lese, denke nach, rufe einen Kollegen an und wir sprechen zwei Stunden über den historischen Jesus und kommen vollkommen unvorbereitet in die Sitzung, reden unaufgefordert über den „Briefwechsel Barth/Thurneysen“ und schauen irritiert, wenn es um die Kita-Trägerschaft geht. Ich sage Ihnen eins: Wenn Sie das konsequent ein halbes Jahr durchziehen, wird niemand mehr wagen, Sie mit irdischen Dingen zu behelligen. In der großen Hoffnung und Notwendigkeit, dass sich andere fähig und gewissenhaft um Verwaltung und Kitas und dergleichen kümmern.

Ich glaube in der Tat, dass es genau darum in unserem Beruf geht: dass einer oder eine in der Gemeinde mit ganzer Existenz lebt, dass Theologie, Nachdenken über und öffentliche Rede von Gott das aller, das Allerwichtigste für eine Kirche ist, heute mehr denn je.

Und dass es vielleicht gar nicht so gut ist, dass wir überall besser Bescheid wissen wollen und den Vorsitz haben und raffiniert und geschickt und sonst was sind, aber diesen Stil beim Schreiben der Predigt und der Vorbereitung des Abendmahls beibehalten und alles für uns nur Arbeit ist, selbst das Allerheiligste. Pfarrer/in sein heißt: freigestellt sein von Erwerbstätigkeit und unsere Gehälter ist nicht der verdiente Lohn, sondern göttliche Alimente.

Freiheit aber auch für alle anderen, von den Ehrenamtlichen bis zur Kirchenverwaltung. Die können das nämlich alles besser, das mit dem Bauen, den Finanzen und dem Personal. Wir denken immer: Wenn wir es nicht machen, macht's ja keiner! Aber es ist umgekehrt: Weil wir es machen, macht es keiner! Wir haben es an uns gezogen, weil es uns unentbehrlich macht und das sage ich, obwohl wir das nicht hören wollen. Und Angst haben wir vor dem Schweigen, wenn wir sagen: „Ich möchte das nicht mehr machen.“ Und den Zusammenbruch befürchten, wenn wir nicht mehr Salz in allen Suppen sind, weil wir wieder Salz der Erde sein wollen.

Es ist nicht nur eine Freiheit von..., sondern auch eine Freiheit zu.... Denn die Menschen etwa in unseren Kirchenvorständen sitzen jedenfalls nicht alle da, weil es ihr größtes Anliegen ist, Gemeindehäuser aus den siebziger Jahren zu sanieren. Jedenfalls so lange nicht, bis sie verstanden haben, wozu dieses Gemeindehaus im Reich Gottes gebraucht wird. Diesen Glauben, diesen Traum, diese Hoffnung und Vision lebendig zu halten, das ist

vielleicht unsere erste Aufgabe: Was ist zu tun um Gottes Willen in unserem Dorf oder Stadtteil – aber was alles auch nicht oder nicht mehr: der Glaube ist nicht das Benzin im Tank kirchlichen Fortschrittsdenkens. Sondern das, was er schon immer war: Kompass und Richtschnur. Werden Sie ein Geistlicher, bleiben Sie Theologin, das ist unsere erste und größte Aufgabe in einer Kirche, die sich verändert wie seit 500 Jahren nicht. Helfen Sie mit, zu erklären und zu leben, was protestantischer Glaube heute meint.

2. Achten Sie auf falschen Beifall

In unseren öffentlichen Gottesdiensten wie in unseren persönlichen Gebeten spielt nach meinen Eindrücken die Doxologie, das freie und ungebundene Lob Gottes, nicht die erste Rolle. Dafür hat sich – zunächst ja positiv – unter uns Menschen eine sogenannte Anerkennungskultur durchgesetzt: Wir sparen nicht mit Lob.

Neben allem Guten ist Lob aber nicht nur harmlos. Es kann missbräuchlich eingesetzt zum Machtmittel werden: Ich kann mich durch das Lob über den Gelobten stellen, wenn ich wohlwollend zu ihm herab sage: „Das hast Du aber gut gemacht!“ Ich kann durch strategisch eingesetztes Loben Menschen von mir abhängig machen, wenn ich etwa bestimmte Menschen nicht lobe und andere mit plötzlichem Lobesentzug sanktioniere.

Weil wir Menschen sind, ist das bei uns in der Kirche jetzt nicht so viel anders. Für unseren Berufsstand verschärft sich die Situation dadurch, dass vor Ort die Gemeinde unsere erste und leider manchmal einzige Resonanzgruppe ist. Sie muss das an Lob bringen, was in anderen Berufen durch Kollegen und Vorgesetzte geschieht. Die haben wir auch, sie sind nur in den meisten Fällen erst einmal weit weg.

Es ist schön, wenn die Angehörigen nach einer Beerdigung zu uns sagen: „Das war wirklich tröstlich!“ Und manchem ist es noch wichtiger, wenn die Konfirmanden sagen: „Sie sind ein cooler Pfarrer.“ Am Kirchenausgang nach dem Gottesdienst, auf einer Klausur des Kirchenvorstandes: Die Menschen haben viele und natürlich vollkommen berechnete Anlässe, uns zu loben. Aber eben es auch plötzlich nicht mehr zu tun. Oder subtil: „war schön, aber letztes Jahr hat es mir besser gefallen.“

Das Problematische ist, wenn durch die starke Kongruenz von Lebens- und Arbeitswelt die Gemeinde oder auch der übergemeindliche Dienst zu unserem einzigen Bezugsrahmen wird. Natürlich sind wir mit den Menschen auch befreundet. Aber wenn wir vergessen, dass es eben auch unser Arbeitsplatz ist, wird aus Lobesentzug schnell Liebesentzug.

Konkret: Wenn in einem Büro der Abteilungsleiter mir eine Vorlage wieder auf den Tisch legt mit den Worten: „Das war nichts!“, denk ich mir meinen Teil, mach mich an die Arbeit und freue mich im Übrigen auf den Feierabend.

Wenn in einem Beruf ohne Feierabend der lang-gediente KV-Vorsitzende – unsere Kinder gingen in die gleiche Klasse und er ist an Krebs erkrankt – mir nach der Sitzung sagt: „Ich bin nicht böse, ich bin nur so enttäuscht von dir“, könnte es sein, dass die Nacht nicht so gut wird.

Je kleiner die Distanz, desto größer der Schmerz: Das ist kein Plädoyer für ein distanziertes oder gar schmerzfreies Leben. Das ist nur meine Bitte an Sie, zu überprüfen, wie stark Sie sich mit Ihrer Gemeinde familiarisieren wollen. Genauer noch und wichtiger: wie stark Sie

Ihre Kontakte (und damit Möglichkeiten, Anerkennung zu bekommen) außerhalb der Gemeinde reduzieren und womöglich in eine ungute Abhängigkeit geraten.

Von der Notwendigkeit, auf die Familie zu achten – denn die bleibt hoffentlich, auch wenn Sie die Gemeinde einmal wechseln – alte Freundschaften zu pflegen oder Sport zu treiben, ist genug gesagt und geschrieben worden. Ich will in Erinnerung rufen, dass wir nicht Angestellte der Gemeinde, sondern doch erstaunlich freie Beamte in der Gesamtkirche sind und tatsächlich Kolleginnen und Kollegen haben. Bei Gesprächen im Rahmen von Ruhestandsversetzungen höre ich oft: „Das habe ich ab irgendeinem Zeitpunkt aus dem Blick verloren. Da gab es nur noch Gemeinde, Gemeinde.“

Ich erlebe dagegen Kolleginnen und Kollegen als sehr souverän und frei, die in der Gemeinde durchaus engagiert ihre Arbeit machen, aber ganz deutlich signalisieren: Mein Bezugsrahmen ist auch ein anderer. Die bestimmte Dinge eben nicht immer nur mit den Leuten vor Ort besprechen, sondern mit der Kollegin, dem Kollegen. Die nicht verbal oder nonverbal in der Gemeinde signalisieren: „Ich bin doch einer von euch!“ Denn das sind wir nicht und irgendwann wird uns das klar – oder eben leider auch klargemacht.

Den Wert der Dienstgemeinschaft wiederentdecken, auf Fortbildungen, Pastoralkollegs und sogar im Pfarrkonvent: den Faden nicht reißen lassen, sich hier zum Frühstück oder sogar zum Gebet treffen und dann als freier Christenmensch, anerkannt und nicht mehr ganz so lobeshungrig wieder am Arbeitsplatz Gemeinde auftauchen – das wäre doch einen Versuch wert.

3. Reden Sie nicht schlecht von Ihrer Kirche

Es ist Samstag. Sie bringen ein Paket zur Post. Die Schlange ist lang, bis hinaus auf die Straße. Endlich sind Sie im Gebäude. Da geht es durch Absperrungen geordnet im Zickzack bis zu dem einzigen von vier Schaltern, der geöffnet ist. Nach einer Stunde endlich schieben Sie Ihr Paket über das Rollenband und bringen doch ganz leicht gereizt Ihren Unmut zum Ausdruck.

Der Mann hinter dem Schalter hat Ihren kleinen Vortrag an diesem Morgen aber schon 82 Mal gehört. Er ist noch etwas gereizter als Sie an diesem Morgen und erklärt Ihnen, warum die Post AG im allgemeinen und der zuständige Bezirk im Besonderen wirklich das aller, allerletzte sind.

Den Mann erleichtert es sichtlich, auf seinen Arbeitgeber schimpfen zu dürfen. Und zuerst hat er auch Ihr Mitgefühl. Aber irgendwann denken Sie: Warum erzählt der mir jetzt eigentlich auch noch von seinen Problemen? Und Sie gehen nach Hause in der Überzeugung, dass die Post AG ein schlecht organisierter Laden mit übel gelaunten Mitarbeitern ist.

Die Schlangen vor dem Laden sind bei uns in der Kirche nicht mehr ganz so lang, aber so viel zu meckern wie bei der Post, gäbe es bei uns auch. Bloß bitte eben nicht am Schalter, also in den Außenkontakten.

Warum nicht? Es schafft kurzzeitige Entlastung, aber tut nicht gut. Es ist einmal unglaublich, weil wir ja keine Schalterangestellten am Ende einer schlecht organisierten Befehlskette sind. Sondern Beamte in Leitungsfunktion auf Lebenszeit. Weil wir zweitens langfristig damit die eigene Sache demontieren. Und diese Sache ist mehr als eine mehr oder weniger

gut funktionierende Organisation, sondern hat nach der Meinung immer noch vieler etwas mit Jesus Christus zu tun.

Doch das in diesem Zusammenhang wichtigste ist das dritte: Wir machen uns selber klein und hässlich. Die Gegenüber im Taufgespräch oder in der Vereinskneipe oder im Zugabteil oder auch im Kirchenvorstand könnten von mir denken: Was ist das für ein Wicht, dass der hier die Hand schlägt, die ihn füttert? Wieso erzählt er mir das und nicht seinem Vorgesetzten? Was hat er davon, dass er hier so tut, als sei er das Opfer einer sich gegen ihn oder gar gegen das Gute an sich verschwörenden Organisation?

Bitte verstehen Sie das Gesagte geradezu als Aufforderung zu konstruktiver und meinetwegen auch nicht ganz so konstruktiver Kritik. Wie es mit der Kirche gut weitergeht, weiß gegenwärtig so kein Mensch ganz genau. Vielleicht geht's auch nicht gut weiter und wir müssen das einfach jetzt aushalten.

Wir brauchen jetzt nicht nur die, die alles gut machen und besser wissen, Best-Practice und Win-Win sind vorbei. Wir brauchen auch die Wut und die Enttäuschung und den Aufschrei verzweifelter Liebe. Um Ihrer selbst willen nur die eine Bitte: Schreien Sie nicht die Leute am Schalter an.

4. Laufen Sie nicht in die Relevanz-Falle

Wir müssen damit klarkommen, in einer Kirche zu leben und in unserem Fall auch: hauptamtlich in ihr beschäftigt zu sein, die nicht dramatisch, aber spürbar an Mitgliedern, Finanzen und gesellschaftlichem Einfluss verliert.

Damit versuchen wir bewusst oder unbewusst klar zu kommen; das verändert unseren Dienst, auch wenn wir es verdrängen und den Gedanken nicht zulassen.

Ich beobachte zwei Reaktionen; wahrscheinlich sind sie beide angemessen und gut, zumindest aber verständlich. Ich bezeichne sie als a) nüchternen Realismus und b) optimistischen Aufbruch.

Ich kenne beide Reaktionen an mir selbst und kann sie deshalb gut beschreiben:

- Der nüchterne Realismus hat etwas Befreiendes: Da können wir nichts tun und müssen das auch nicht. Das sind unumkehrbare Trends, das ist der demographische Wandel. Menschen, die die Lage so analysieren, sagen: Wir müssen uns auf unsere Kernkompetenzen konzentrieren und das einfach gut machen. Die lange verschmähten Kasualien sind wieder groß im Kommen, nicht als missionarische Gelegenheit, sondern als religiöser Dienst an der Gesellschaft, als Sinndeutungsangebot in Krisen- und Übergangssituationen. Überhaupt wird hier viel nach Kontaktflächen zur Gesellschaft gefragt, wo die Kirche und mehr noch die Diakonie hilfreich und nützlich sein können. Aber alles nicht in der übertriebenen Erwartung irgendeiner Trendwende.
- Mit eben dieser rechnet dagegen der optimistische Aufbruch. Denn die gegenwärtige Krise der westlichen Kulturen ist vor allem dadurch bedingt, dass sie ihre religiösen Wurzeln vergessen oder sogar verdrängt hat. Die Kirchen stehen vor der historischen Herausforderung, Gott neu zu entdecken, die Menschen sprachfähig im Glauben zu machen, religiös zu alphabetisieren usw., aber nicht als religiöse Dienstleistung, sondern

als prophetisch-missionarische Ansage. Nie war der Glaube so gefragt wie in dieser aus den Fugen geratenen Welt!

In den letzten Wochen habe ich immer wieder gedacht, dass diese beiden so scheinbar gegensätzlichen Programme doch eines gemeinsam haben: Die Nützlichkeit des Glaubens wird mit dem Glauben selbst verwechselt. Wir stecken in der Relevanzfalle fest, indem wir zeigen wollten, wie wir – so oder so! – doch noch nützlich sind.

Die Hauptlast bei diesem Nützlichkeitsprojekt unserer Kirche haben wir Pfarrerinnen und Pfarrer zu tragen. Wir begeben uns selbst in die Zwänge der Relevanzfalle der Selbstrechtfertigung, wenn wir uns als Religionsbeamter auf Abruf betrachten, als missionarisch Getriebene, als Gralshüter des deutschen Gremienprotestantismus – oder wenn wir die Verzweiflung anderer damit beantworten, dass wir ihnen unseren Glauben aufdrängen wollen.

Vor allem aber: Wir bauen Kirche mit Blick ausschließlich auf die Menschen. Sie sollen der Kirche Relevanz und das heißt doch: Bedeutung geben; ihnen laufen wir hinterher, ganz gleich, ob wir sie in ihrer Kirchendistanziertheit akzeptieren oder als Zielgruppe aktivieren wollen.

Vielleicht sollten wir das einmal lassen, dieses angestrengte Gerenne und einfach stehenbleiben und uns umdrehen in die Richtung, wo wir Gott vermuten. Uns ein klein wenig wieder auf den konzentrieren, nicht immer und immerzu erklären, wie nützlich der Glaube doch sei, sondern einfach so glauben, ohne Absicht, aus Versehen.

Ja, meine Güte: natürlich für und mit den Menschen. Aber indem wir sie hineinnehmen in unsere Bewegung zu Gott, die wir machen, auch wenn das keinen Menschen mehr interessiert, die wir einfach machen müssen, weil Gott uns berührt hat, vielleicht sogar am wunden Punkt, weil der Glaube uns so unzerstörbar zerbrechlich gemacht und weil das in Wort und Sakrament ungefragt und unermüdlich zu verkünden unsere Berufung ist im schönsten Beruf der Welt.

Liebe Kolleginnen und Kollegen, danke, dass Sie mir zugehört haben.